

Bezugs-Preis

in der Hauptpoststelle oder deren Bezugsstellen abgezahlt: vierzig Groschen, bei gleichmäßiger täglicher Zahlung im Postamt 375. Durch die Post bezogen für Deutschland und u. Schlesien vierzig Groschen 4.50, für die übrigen Länder fünfzig Groschen.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungsverkäufern **10 Pf.**

Redaktion und Expedition:

103 Breitkopfstrasse 222

Zehnmarkgasse 8.

Haupt-Redaktion Dresden:

Marienstrasse 34

Großherzogliches Hof- und Stadtkonsistorium I Str. 1718.

Haupt-Redaktion Berlin:

Carl Duncker, Herzog-Bau, Postfach 10

Großherzogliches Hof- und Stadtkonsistorium VI Str. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig,
des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Nr. 590.

Sonnabend den 19. November 1904.

Das Wichtigste vom Tage.

* Das Kaiserpaar ist mit dem Reichskanzler und Staatssekretär v. Tirpitz heute früh in Kiel eingetroffen. (S. Dritter Reich.)

* Wie die „Neue politische Correspondenz“ mitteilt, steht der Abschluß von Völkerverträgen mit verschiedenen Völkerstaaten unmittelbar bevor, nachdem sie in letzter Zeit von den Vertretern des Preußischen Finanzministeriums mit den Vertretern dieser Staaten wiederholte Verhandlungen zum Abschluß gelangt sind.

* Nach Meldungen aus Rom hat gestern abend im Quirinal-Theater eine Versammlung zum Protest gegen die Italienische Regierung stattgefunden; es nahmen daran etwa 1500 Personen teil. (S. Ausland.)

* Die holländische Regierung hat sich verpflichtet, nach dem Vorschlag Roosevelts die zweite Friedenskonferenz im Haag abzuhalten. (S. Ausland.)

* Der König von Sachsen, Lord Curzon, reist wieder nach London und wurde von Edward VII. empfangen. (S. pol. Tageblatt.)

* Der durch den „Rostermann“ geschaffene Zwischenfall im Hause von Tschiffa wird von Japan als Neutralitätsbruch ausgegeben. (S. russ.-jap. Krieg.)

Liberale Strömungen.

Am 16. November hielt der Zentrumabgeordnete Dr. Witt zu Köln über den konfessionellen Kriegen eine Rede, welche in der Aufforderung auslief, die übrigen Konfessionen d. h. insonderheit der Protestantismus möge die vom Zentrum dargebotene Friedenshand erscheinen, auf daß im liegenden deutschen Vaterland endlich Weihheit und Würlichkeit werde die frohe Himmelsbotschaft, die alljährlich zu Weihnachten verkündet wird: „Krieide den Menschen auf Erden, die einen Willens sind!“

Selbstverständlich — wie das Zentrum heute in der Bericht des Abg. Dr. Witt die Palme des konfessionellen Friedens trägt, so möchte es der Welt auch im unchristlichen Gewand einer Partei erscheinen, die niemals konfessioneller Störenfried war — die Schulden tragen immer die andern!

Aber woher kommt es, daß in Süddeutschland, zumal im Großherzogtum Baden, die Gegnerin zum Zentrum fast mit elementarer Feindseligkeit zum Durchbruch gelangt und doch infolge dieser gemeinsamen Gegnerin sich die sonst unter einander bekämpfenden liberalen Parteien zusammen zu lassen beginnen, so daß dort vielleicht in nicht allzu ferner Zeit nur der eine politische Schlachtruf erkönnt: Sie Zentrum, sie liberal!

Die gähnende Bewegung innerhalb des Gleichheitsliberalismus der kleineren süddeutschen Staaten hat der nationalsoziale Führer Pfarrer Raumann mit scharfem

Blick erkannt und in Elsass-Lothringen wie im Großherzogtum Baden einen Zusammenschluß der liberalen Elemente herbeizuführen versucht. Im Reichsland ist bereits eine große liberale Bandespartei entstanden. In Baden hat augenscheinlich ein von Pfarrer Raumann in der Zeit vom 5. bis 11. November abgehaltener Kongresszauber Eindruck hinterlassen. Die Diskussion darüber stand erst am 16. November im nationalsozialen Verein zu Heidelberg statt; an ihr beteiligten sich liberale Elemente verschiedenster Richtungen. Von den Nationalliberalen stehen die Jugendvereine den Raumannianen Antshauungen am nächsten; aber auch der bekannte Prof. Mehner betonte, daß zwar im Großherzogtum Baden die Einigungsbemühungen der liberalen Parteien vorne und Nörde angenommen hätten im Bewußtsein der Rot der politischen Lage, aber eine Verschmelzung sei weder möglich noch notwendig; man könne auf verschiedene Wegen dem gleichen Ziele zustreben.

Worin der jüngsliberal Prof. Mehner die Unmöglichkeit der Verschmelzung aller links stehenden Parteigruppen erblickt, vermögen wir zwar nicht mit völliger Sicherheit zu sagen, glauben aber seinen Vorbehalt in der Stellungnahme und Selbstauskunft der Nationalsozialen gegenüber der Sozialdemokratie zu erkennen. Der Referent auf der Heidelberger Versammlung sahne keinen Eindruck über die Raumannianen Ausführungen nach dieser Richtung dahin zusammen: „Der allmähliche Umwandlungssproß der Sozialdemokratie aus einer revolutionär-diskutierten zu einer politisch arbeitenden Partei ist unverkennbar.“ Ein anderer liberaler Redner gab diesem Optimismus in noch weitergehender Form Ausdruck: „Die junge Generation vermöge den alten Wegen zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie nicht mehr zu begreifen.“

Aber die Sozialdemokratie begreift diesen

„La Vie socialiste“ und seinen Höhe und Spott über die Genossen aus, die sich einbilden, die Sozialdemokratie könne mit einer bürgerlichen Partei zusammengehen;

denn es sei doch nicht zweifelhaft, meint er, daß ein solches Zusammengehen die sozialistische Partei gefährlicher mache, als ihr zukomme — sie müsse sonst ihren sozialdemokratischen Charakter verleugnen.

Und ehe die Nationalsozialen Raumannischer Richtung diesen Grundierungsversuch über die Sozialdemokratie nicht erkannt haben, bilden sie eher ein zerstreutes

als ein einziges Moment im Überstånd. Glücklicherweise sind aber unter ihren neuen Freunden von der Freisinnigen Vereinigung besonnene Männer, die sich

nicht ohne weiteres ins Schlepptau nehmen lassen. Auch bei den lokalen Fusionenverhandlungen in Leipzig hat sich das in bestechender Weise gezeigt.

Der Aufstand in Südwestafrika.**Ungenügende Verpflegung?**

In der „Münch. Sta.“ finden wir den Brief eines Feldgutschreibers, der über ungünstige Verpflegung der Truppen folgendermaßen sagt:

„Seit 1. 8. e. dem Datum unseres Abmarsches von Karibib nach dem Waterberg, seit unserer Unternehmung also von der Bobaulinie, ist unsere Verpflegung zum weitauß äröchten Teil eine vollkommen ungünstige. Ich schreibe dies in voller Objektivität und behaupte auch und stimme darin mit den meisten Offizieren und Arzten überein, daß der jetzt Beginsal unserer Expedition äußerst ungünstige Gesundheitszustand von Offizieren wie Monatsdorff zu 80 Prozent auf diese unfähig in jeder Hinsicht mangelnde Verpflegung zurückzuführen ist. Ich glaube auch, daß an ausschließenden Stellen viel zu wenig trotz der gemachten traumtartigen Erfahrungen in dieser Beziehung getan und Positives gemacht wird. Am Pionier und in den Rechnungen des Reichslandes mag das alles ganz schön stimmen. Ich habe jedoch gelesen, was der frischföhrenden Schützentruppe am Proviant zusätzliche und behauptet fänden, daß wir jetzt 2 Monaten, d. h. seit Beginn der allgemeinen Aktion gegen den Feind, der Zeit, wo der Heldsoldat gerade der kräftigsten Nahrungs doppelt dringend bedarf, kaum den vierten Teil der uns gebührenden Verpflegung erhalten. Unter aller Ansicht ist die, daß dies in Deutschland und dem großen Publikum nicht bekannt ist. Wenn wir in den denkwürdigen Gelehrten von 11., 12. und 13. August e. wo wir und unsere Freunde alles geben, was in uns war, in dem Gedanken, daß und alle das Vaterland für unsere Unterdienste schon Dank wissen würde, nichts zu kaufen und nichts zu tragen hatten, so wußten wir, daß dies in der strategischen Unmöglichkeit fügte, mit den ungenügenden afrikanischen Beschaffungsmitteln, den großen plumpen Schienwagen den Proviant für diese großen, rasch vorrückenden Truppenmassen nachzuschaffen. Unsere Kompanie 4. B. hat ihre Schienwagen in der Zeit vom 1. bis 24. August nicht zu Gebrauch bekommen. Aber nirgend war irgend welches Murren unter den dort arbeitenden und in steter Lebensgefahr befindlichen Leuten. Wenn aber nach diesen heißen Tagen von Waterberg und Hamakri, wo überall im Operationsgebiet mit dem inzwischen nachgeschafften Proviant Pioniermagazine eingerichtet wurden, dieser armelose mangelfarbige Verpflegungsmodus ohne äußerst sichtbaren Grund beibehalten wird, so ist das auch den guten Elementen in der Truppe, das sind in Afrika die Geduldigen, zu viel. Und seit dieser Zeit ist der sogenannte gute Geist der Truppe beim Tenfel. Sie kommt noch der Umstand, daß die Ausgabe und Verteilung des Proviantes an die Leute eine unregelmäßige ist. 2. B. in Okavutumbia ist so viel Reis da, daß er von der Kompanie aus dem Vorrat in die Pionierrationen gegeben wird. 5 Tage später ist die Kompanie dort von Proviant entblößt, daß jeder um jeden Körbel Reis seine ganzen Erfahrungen am Kriegslohnung gäbe. Die unmittelbare Folge dieses ewigen

Hungerleidens oder im günstigsten Falle Nichtartwendens sind außer der demoralisierenden Wirkung die täglich sich mehrenden Krankheitsfälle und die damit um sich greifende Schlappheit, doch sie zeitweise die Operationsfähigkeit der ganzen Kompanie in Frage stellt. Seit Anfang August hatte der Soldat neber Brot noch frisches Fleisch genossen. Mitte August ist er nun plötzlich erledigtes Schafsfleisch und Hammelfleisch in unglaublichen Mengen in total ungenügender Zubereitungswise ohne jede andere Art oder Gewürze, trinkt in seinem ernsthaften oder durchaus Zustand noch langem, anstrengendem Ritt und Marschweg des strengen Verbotes dieses verachtete Topfbauswurst und die Seuche war fertig. 75 Prozent der Kompanie sitzen an akuter Typhusenterie, der Rest an bester Ruhe.

Der Briefschreiber erwähnt ferner noch, daß infolge des unzureichenden und schlechten Futters von den 231 Wieden der Kompanie 158 eingezogen seien, wodurch die Bewegungsfähigkeit der Truppe ganz erheblich beeinträchtigt worden sei.

Neue Maschinengewehr-Abteilung.

Zur Formierung einer neuen Maschinengewehr-Abteilung werden gegenwärtig freiwillige verschiedener Truppengattungen in Ruhestand bei der Schießschule mit der genannten Waffe ausgebildet. Im nächsten Monat sollen sie nebst andern Truppen nach Südwestafrika abgehen.

Das Generalstabswerk über den Feldzug.

Zur Formierung eines Generalstabswerk über den Herero-Feldzug wird noch wie vor eifrig Material gesammelt. Die Truppenführer sind angewiesen worden, genügendes Lagerbuch zu führen und möglichst oft die Beschriftung an das Oberkommando zu senden, damit nicht die Gefahr droht, daß der plötzlichen Überfällen vernichtet von Parzellieren wird. Die Aufzeichnungen verloren gehen. Aber auch in privater Hinsicht wird für das Werk geworben. Die Freude und Anteilnahme werden, sich nach Möglichkeit bestreitender Gelegenheit genutzt. Notizen über Ereignisse besonderer Art zu machen und sie der Zeitung einzureichen. Wie aus einem Briefabtrieb erhellt, kommt es häufig vor, daß vermögendes Krieger wegen einer Bravourat öffentliche Bekanntmachung vor der Front erhalten, die später stets durch Bekündigungen und Ordenverleihungen gefeiert werden. Auch diese Vorzeichnungen sind sofortig zu registrieren. Dem Kaiser ist schon vorlänglich über das gewonnene Material Vortrag gehalten worden, abgetrennt von den zeitweiligen Berichten über eingelaufene Telegramme und mit nach Deutschland gebrachte Dienstschreiben — dem Manuskript für den ersten Band des Werkes fertiggestellt und unterlegt zur Zeit der Korrektur.

Der russisch-japanische Krieg.**Unvollständige Auflösung.**

Man schreibt uns aus Petersburg vom 18. November: Der Bericht des Rentamts a. D. Egbert von Leyen im Schreibblatt hat vor Haller offiziell so viel neues Material beigebracht, daß dieses, wenn es richtig einzuordnen ist, etwas eigenartige Quellenfrage der russischen Ostseeflotte wahrscheinlich noch zweiter erscheinen lassen wird, als bisher. Während der offizielle Bericht des Admirals Koschubjewski

Seuilleton.**Die heilige Caecilia.**

Roman von Marie Bernhard.

„Wenn auch! Das Wut verleugnet sich nie, und wenn es ein verbrüderliches Tröpfchen nur ist! Für mich ist die Freiheitsschlacht der Nationalität immer ein Thema von grohem Interesse gewesen.“ —

„Das erste, was ich von Hütter hörte!“ flüsterte Hans Joachim amüsiert seiner Braut ins Ohr. „Freiheitsschlacht der Nationalität! Nicht den blauen Dunst hat er davon! Sieh, sieh, wie er sich für das kleine Fräulein mit dem plombeartigen Augenbrauer in die Weise legt!“

„Du wärst wohl gern an seiner Stelle, mein lieber Achim?“ forschte Melanie mit besonderer Betonung.

„Ganz gewiß, meine liebe Melly!“ lautete die prompte Antwort. „Aber solch ein Kreuzfeuer quer über die ganze Tafel macht sich schlecht. Ich hole es später nach. Sie soll ja entzückend singen, die erotische junge Dame!“

Melanie blieb stumm; sie wälzte einen kleinen Plan in ihrer kleinen Seele.

Das Grünlanf zwischen Annemarie und dem Grafen ging nunter fort. Die dort umherlosen, borchten doch auf. Das halten sie ja gar nicht gewußt, daß die kleine Lombardi solch schlagfertige Antworten geben, einem etwas deutlichen Kompliment so gewandt auszuweichen, eine starke Galanterie so fein und dabei ungemein zurückhaltend tonnen! Allerdings waren die Herren des „Familientages“ mit Schmeichelchen sehr auf ihrer Out gewesen. — angesichts so vieler Frauen, Mütter, Schwestern, Tanten und Cousinen mußte man schwärmen mit galanten Redensarten sein, zumal einem Mädchen gegenüber, daß bei besagten älteren und jüngeren Damen

leineswegs beliebt war und als „Eindringling“ galt! Der Graf hatte keine derartigen Blüftungen zu nehmen, er fuhr mit vollen Segeln im Fahrwasser der Flirtation, lockte königlich vergnügt über Annemarie kleine Bosheiten und zeigte unverhohlen, daß er sie bezaubernd fand.

Unter den älteren Damen, die an jenem Ende der Tafel sahen, entstand eine gewitterhafte Stimmung. War man doch bald heute hierhergekommen, um zu hören und zu sehen, wie „diese tollpatsche junge Person, die man hier anzubilden, nähern und kleiden läßt“, öffnete sich, ohne Scham und Gram, mit dem Großen Hörter festsetzte? Anstatt statthaft die Augen niederschlagen und noch Antworten zu suchen, sobald sie dem vornehmen Kavalier zuhöre ins Gesicht und diente ihm so gewandt, daß er ein vornehm, mit einer kleinen Verneigung zu ihr hinüber, anerkennend bemerkte: „Sehr geschickt pariert, mein gnädiges Fräulein!“ — — Tante Ada höre noch nach jener Richtung geziert, es nahm deßwegen die Dimensionen an. Tante Ada hatte gedacht, der Graf könne Gefallen an ihrer Nichte Stephanies Mensel finden, die ein hübsches Mädchen war, sogar Schönheit mit ihrem schönen Bruder Oswald hatte! Oder wenigstens Bianka Vollmar mit ihren schwarzen Flammenaugen sollte Eindruck auf ihn machen, — die gehörte doch auch zur Familie, und es war Zeit für sie, zu heiraten, sie hatte die Jahre und das Temperament dafür! — Und nun nichts von beidem! Der Graf summerte sich nicht um die hübsche Stephanies und Bianka Vollmars Augen summten ihn ganz unisono an, — er war nur für den „Eindringling“ zu haben! Das ging so nicht weiter! Tante Ada hatte eine Mine im Bereichschaft, — die wollte sie jetzt entzünden!

„Ah, mein liebes Fräulein, — Fräulein Lombardi!“ rief sie plötzlich mit der Trompetentimme, die sie sich infolge ihres Geborelebens angewöhnt hatte, mitten in die Unterhaltung des jungen Mädchens mit dem Grafen

hinein: „Hatte ich nicht vorgesehen das Vergnügen, Sie in der Nachtruhe zu treffen?“

„Ich erinnere mich sehr wohl der Begegnung, anäßiges Fräulein, ich mußte nur nicht, daß Sie vorgestern statgefunden hat!“ erwiderte Annemarie höflich.

„Was hat sie gesagt, Elise?“ Die Trompete krampte zusammen und wurde auf die Schwerter gerichtet.

„Nicht vorgestern? Ja, ja! war es vor gestern, nachmittags um halb Sechs, in der Rauchstraße, da, wo es nach der Lößnitzstraße geht! Ja, ja, leugnen Sie nur nicht, wir haben einander doch angelebt!“

„Warum sollte ich denn leugnen wollen?“ fragte Annemarie verwundert.

„Wie sagten Sie? Ich soll nun, weil Sie doch mit einem jungen Herrn zusammengegangen, — mit einem sehr feingesleideten, eleganten Herrn! Wer war denn das? Wo haben Sie denn den kennen gelernt?“

Annemarie fühlte, wie ihr das Blut zu Kopf stieg. Diese Art und Weise, sie angesichts der ganzen Trichterfamilie, unter welcher sich zwei ihr ganz fremde Herren befanden, in Verhöre zu nehmen, sehnztchnete wiederum so recht die Stellung, die sie diesen Leuten gegenüber einnahm. War unterstürzte sie und bildete sich infolgedessen ein, das Recht zu haben, ihr in alles hineinzudenken, was immer sie unternahm, sich um alles zu bestimmen, was sie und nur sie allein anging! Wie oft wußte die Mensels, die Vollmars, Melanie Brückner, Margot Bessell und deren Freundinnen mit jungen Herren zusammen durch die Straßen gehen möchten, ohne daß jemand das geringste dabei fand!

„Es war ein guter Bekannter meiner Freundin Ada Nübel!“ entgegnete sie gelassen, und das Käppchen ein wenig seitwärts gegen Direktor Mensel wendend, fügte sie hinzu: „Sie entstammen sich meiner Freundin Ada aus noch aus meiner Heimatstadt, Herr Direktor; sie lebt gleichfalls hier in Berlin, sie gehört, ihr Namen als Oberlehrerin zu machen!“

„Ganz gewiß, Fräulein Annemarie!“ Der Direktor holt sich, als „alterlicher Freund“ der „kleinen“, neuerdings diese Anrede angewöhnt. „Eine sehr nette Dame, Fräulein Nübel, spielt auch gut Klavier“ —

„Was ist der junge Mann, und wie heißt er?“ inquirierte Tante Ada über den Tisch; ihr war es gar nicht darum zu tun, über Ada Nübel zu sprechen.

„Er heißt Franz Goldstein und ist Maler!“

Das klang noch verbindlich, aber es war schon die spätere Form der Höflichkeit.

„Wie heißt er? Goldstein? Mit dem großen Maler verweint, der die Madonnen in — wo sind sie doch schon, Elise? — richtet, in Dresden und in Tarnowitz, — mit dem verweint?“

„Durchaus nicht, — nein!“

„Na, darum auch!“ Eine Erklärung dieses etwas rüttelnden Auswurfs erfolgte nicht. „